

Hugo in der Sommerfrische

Ein Gläschen in feiner Gesellschaft, ein bisschen Natur und Verlieben, aber auch Dichten und Schreiben – eine Ausstellung in Salzburg beleuchtet die Sommerfrische als Literaturausflug.

BERNHARD FLIEHER

SALZBURG. Wo er sich zu Papier, Stift und Schreibmaschine setzte, war egal. Hugo von Hofmannsthal konnte überall schreiben. So berichtet es der Schriftsteller, Theatermacher und Festspiele-Mitbegründer jedenfalls in Briefen. Sommerzeit jenseits der Städte war für ihn eine ergebige Zeit. Er fand überall Worte – in einem „hässlich niederen Hotelzimmer“, im „Zimmer gegen den Wald“ oder mit Blick auf die „schönen Bäume, den starken Boden und das kräftige helle Wasser“, auf Spaziergängen und auf der Veranda. Und all das fand er in Strobl, in Bad Fusch oder auch im Ausseerland.

„Der alljährliche Rückzug aus der Stadt ging für die Sommerfrischer keinesfalls immer mit einem Rückzug ins Private einher“, sagen die Germanisten Martin Huber und David Osterle. Sie stellten die Ausstellung „Raus aus der Stadt! Hofmannsthal und das Junge Wien auf Sommerfrische“ zusammen, die am Montag im Literaturarchiv Salzburg eröffnet wurde. Die Schau führt auch dort hin, wo sich, wenn schon nicht die Sommerfrische selbst, so doch das Leben auf dem Land in die Literatur einschreibt.

Freilich gab es bei diesen Ausflügen „ein buntes gesellschaftliches Treiben, ausgelassene Geselligkeit in grünem Rahmen“. Man unternahm Wander- und Fahrradtouren, nahm Erholungsbäder. In Strobl etwa, so erklärte Hofmannsthal seinem Schulfreund Edmund Hellmer, lebe er als „keine besondere Species, sondern als genuiner Gesellschaftsmensch, homo odorsans bilandensis socialis“. In seinem Tagebuch schreibt er, dass sich die „nicht gewöhnliche Vielseitigkeit des Verkehrs und dadurch ermöglichte Reichlichkeit von einander korrigierenden Beobachtungen“ positiv auf sein literarisches Schaffen auswirkten. Es lassen sich – im Privaten wie in der Literatur – die Spuren der Begegnung mit den Einheimischen finden: Beim ersten Aufenthalt in Aussee verliebte sich der



Sehnsuchtsort und Flaniermeile: Auch in Bad Ischl – hier eine Postkarte der Esplanade aus dem Jahr 1904 – waren häufig Schriftsteller in der Sommerfrische.

22-jährige Komana Gasperl, Pflegekind der Gastgeber. Sie lebt später in eigenen Werken fort. In der Erzählung „Das Dorf im Gebirge“ macht Hofmannsthal im Jahr 1896 den Zusammenstoß der verschiedenen Welten in der Sommerfrische selbst zum Thema: Geschildert wird der Kontrast zwischen dem unbeschwerten Som-

„Sommerfrische war keinesfalls ins Private.“

Martin Huber, Germanist

merfrische-Dasein einer städtischen Oberschicht und dem Alltagsleben der Landbevölkerung. Die Gäste sind auf der Suche nach dem, was sie für authentisches Handeln halten. Gleichzeitig schaffen sie sich künstliche Welten in der Natur, indem sie Bauernstuben mit Dekoration aus bäuerlichen Umgebungen schmücken.

Die Bauern ackern auf den Feldern, die Städter spielen Tennis. Diese Erzählung weist, so Huber und Osterle, „auf das doppelte Spiel von Nähe und Distanz hin, das der touristischen Vermarktung des Naturraums bis in die heutige Zeit zugrunde liegt“.

In Hofmannsthal's „Dorf im Gebirge“ nehme sich Sommerfrische „als Gruppenveranstaltung der großbürgerlichen Gesellschaft aus, eine Art Selbstvergewisserung zugleich“, sagen die Kuratoren. „Stadt- und Landbevölkerung bleiben unter sich und einander gegenseitig fremd.“

Hofmannsthal hatte schon als Kind die Sommerzeit in Bad Fusch und in Strobl verbracht. Später war er oft in Ischl und Unterach. Und ab 1907 kam er, meist mit Frau und Kindern, ins Ausseerland. Keineswegs geht es, wenn es raus aus der Stadt geht, nur um ferienalen Müßiggang. Da wurde auch gearbeitet – und manchmal „vergeblich auf die literarische Inspiration“ gewartet, wie Huber und Osterle in einer de-

taillierten Begleitbroschüre zur Ausstellung schreiben.

Die Ausstellung im Literaturarchiv, sie läuft bis Ende August, gehört zu einer Serie von Ausstellungen mit dem Titel „Das Junge Wien. Natur plus X“. Es wird dabei – initiiert und koordiniert von Ludwolt-Bolzmann-Institut für Geschichte und Theorie der Biographie – der Literaturgruppe des Jungen Wien nachgespürt.

Neben Hofmannsthal geht man in insgesamt elf Ausstellungen auch den Sommerausflügen von Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hofmann, Hermann Bahr und Felix Salten nach – und beugt sich so auf jene Spuren, die die Hauptstadt der Monarchie, aber auch das ländliche Österreich in Leben und Werk dieser Autoren hinterlassen haben.

Ausstellung: „Raus aus der Stadt! Hofmannsthal und das Junge Wien auf Sommerfrische“. Literaturarchiv Salzburg, Bis 31. August.

Ein Klang wie aus einer blauen Wolke

Der polnische Musiker Tomasz Stańko ist mit 76 Jahren gestorben.

SALZBURG. Klavier und Kontrabass schicken ein paar Klänge vorwärts, dann setzt die Trompete ein: nachdenklich, dunkel getönt, aber zugleich mit schwebender Leichtigkeit. Diese Balance beherrscht unter Europas Jazzgrößen keiner so wie der polnische Trompeter Tomasz Stańko. Dunkel verhangene Töne und energische Leuchtkraft gehörten in seinem Spiel immer zusammen. „Blue Cloud“ heißt eine seiner Balladen, in denen dies bis zuletzt zu hören war. Das Stück erschien auf dem Album „December Avenue“, das Stańko mit einer New Yorker All-Star-Begleitband im Vorjahr veröffentlichte. Es sollte seine letzte Platte bleiben. Tomasz Stańko, eine der prägenden Persönlichkeiten des europäischen Jazz, ist im Alter von 76 Jahren gestorben.

Zwischen New York und Warschau pendelte er immer wieder: Stańko verband mit feinen Linien Avantgarde und Jazz, europäische und amerikanische Traditionen, und formte daraus seine unverwechselbare Klangsprache. Bereits 1962 hatte er im Quartett Jazz Darlings die Free-Jazz-Konzepte von Ornette Coleman erprobt, später kamen Experimente mit Elektronik und Fusion dazu. Zu einem frühen Mentor wurde Jazzer und Filmmusik-Komponist Krzysztof Komeda. Für die intensiven Klangbilder, die Stańko mit seinen eigenen Formationen schuf, wurde das Münchner Rennommielabel ECM viele Jahre zur wichtigsten Heimstätte. **pac**



Tomasz Stańko

BILD: SMIRNEZ BARER

Wie einer durch Zufall zum Helden wird

Ein Retter und ein Schwiriger: In seinem Buch „Am Seil“ rekonstruiert Erich Hackl die Geschichte von Reinhold Duschka.

ANTON THUSWALDNER

Wie gut ist ein guter Mensch? Heldengeschichten weisen den Nachteil auf, dass sie nicht von Menschen erzählen, sondern von Idealfiguren, wie wir sie im Leben nicht finden, mit denen wir aber gern auf Tuchfühlung gehen würden. Wer Großes leistet, darf sich jede Schwäche leisten, weil sie für die Nachwelt ohne Bedeutung bleibt. An Helden richten wir uns auf im Bewusstsein, ihre Abgründe zu ignorieren. Das hat fatale Folgen. Persönlichkeiten, über die man ernsthaft reden könnte, werden zu Ikonen einer kitsch-anfälligen Popkultur, die den Markt bedient. Das hat zur Folge, dass wir Che Guevara für einen herzensguten Kämpfer für die Entrechteten halten und Mutter Teresa für eine ungenutzte Helflerin. Dabei zählte für die einen das Leben ver-

meintlich Abtrünniger wenig und sah die andere das Heil im Schmerz, den Patienten demutsvoll auszuhalten hatten. Es gibt keine Helden ohne Schatten, denn wenn wir jemand unserer Verehrung für würdig erachten, sind wir nur zu faul, ausreichend Dokumente zu sichten.

Was also ist von Reinhold Duschka zu halten, dem Erich Hackl in seinem neuen Buch „Am Seil“ Heldenstatus zugestuft? Er ist nicht von der Art, der man besondere politische Willenskraft zuschreiben würde. Als Kunsthandwerker reüssiert er in Wien, seine Leidenschaft gehört dem Bergsteigen. Hier erweist er sich als umsichtig und verantwortungsbewusst. Er übernimmt Verantwortung für andere, jemanden im Stich zu lassen käme für ihn nie infrage. Der Mann hat Haltung, das erweist sich so

richtig dann, als die Nazis beginnen, die Juden aus Wien zu deportieren. Dass er die ihm bekannte Regina und ihre Tochter Lucia in seiner Werkstatt versteckt, ist für ihn eine selbstverständliche Pflicht. Er versorgt sie, bringt dem Kind geduldig handwerkliche Kenntnisse und

Auch Ungereimtheiten bleiben stehen

Schlüssen bei. Er ist der klassische Fall eines guten Menschen, der später als ein Gerechter in der Gedankenstadt Yad Vashem geehrt wird. Erich Hackl geht als Chronist vor, der aus Gesprächen mit Verwandten und Bekannten des Retters den Fall Duschka rekonstruiert. Das ist ohne schmückendes Beiwerk knapp und kommentarlos gestaltet, solide gearbeitet, nicht geglättet, dass Un-

gereimtheiten und offene Fragen stehen bleiben. Aus einer spektakulären Begebenheit eine Sensation zu machen ist Hackls Sache nicht. Er geht zurückhaltend aus Werk, beschränkt sich auf die Haltung des Autors als Diener an der historischen Wahrheit, soweit es diese geben kann. Hackl wendet sich an den Verstand, nicht an das Gefühl.

Reinhold Duschka, ein guter Mensch, keine Frage. Gut, dass es Hackl nicht bei den Nazijahren belässt, in denen er mit Bewiesen und zwei Menschenleben getretet hat. Die Persönlichkeit dieses Helden ist nämlich viel komplizierter, als es die Heldengeschichte allein erlauben lässt. Seine Frau und die Tochter berichten von einem verschlossenen Menschen, der nicht viel Nähe zulässt. Sie haben mit einem Egoisten auszukommen, der seine eigenen Wege geht, die ande-

ren haben sich unterzuordnen. Von Geduld, die Lucia an ihm schätzte, hat die eigene Tochter nichts erfahren. Von einem Familienleben kann keine Rede sein. Der Charakter eines Mannes macht ihn aus, der bei Menschen seiner Umgebung blendenden Eindruck erweckt, aber im engsten Kreis als schwierig gilt. Die Uneindeutigkeit einer Person, die zum Helden wird, weil es sich gerade so ergibt, macht die eigentliche Stärke des Buches aus.

Die Seele ist ein weites Feld, und Abgründe lauern überall.

Buch: Erich Hackl, „Am Seil – Eine Heldengeschichte“, 177 Seiten, Diogenes, Zürich 2018.

